

Leseprobe



List

Camilla
Macpherson

Am
Tag und
in der
Nacht

Roman

Das Buch

Seit einem schrecklichen Schicksalsschlag liegt Claires Ehe in Trümmern. Es scheint, als könnte sie nie wieder Nähe oder Liebe empfinden. Bis sie eines Tages auf ein kleines Päckchen stößt. Darin ein siebzig Jahre altes Foto zweier lebenslustiger junger Frauen und einige Briefe von Daisy. In ihnen erzählt die junge Frau von ihrer Suche nach Lebensmut und Liebe im vom Krieg zerstörten London. Vor allem die wechselnden Gemälde, die die Londoner Nationalgalerie trotz Kriegsgefahr monatlich ausstellt, bringen neue Farben in Daisys Leben. Fasziniert von dem bunten Reigen aus Sorgen, Nöten und Verzweiflung, aber auch aus Mut, Hoffnung und neuen Anfängen folgt Claire Daisys Lebensspuren. Sie findet Parallelen und Unterschiede zwischen damals und heute. Und entdeckt für ihr eigenes Leben einen neuen Weg ins Glück.

Die Autorin

Camilla Macpherson arbeitete nach ihrem Studium in Oxford als Juristin in London und Mailand. Nach einigen z.T. preisgekrönten Kurzgeschichten ist *Am Tag und in der Nacht* ihr erster Roman. Camilla Macpherson ist mit einem kanadischen Musiker verheiratet, hat eine Tochter und lebt mit ihrer Familie in London.

Camilla Macpherson

Am Tag und in der Nacht

Roman

Aus dem Englischen von
Theda Krohm-Linke

List Taschenbuch

Besuchen Sie uns im Internet:
www.list-taschenbuch.de



Deutsche Erstausgabe im List Taschenbuch
List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin.
1. Auflage Oktober 2011
© für die deutsche Ausgabe
Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2011
© Copyright Camilla Macpherson 2011
Titel der englischen Originalausgabe: Pictures at an exhibition
(Random House UK, London 2012)
Konzeption: semper smile Werbeagentur GmbH, München
Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München
Titelabbildung: © plainpicture/Arcangel
Foto: Mark Owen
Satz: LVD GmbH, Berlin
Gesetzt aus der Sabon
Papier: Holmen Paper Hallsta, Hallstavik, Schweden
Druck und Bindearbeiten: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-61057-3

PROLOG

Am Anfang

Genau das hatte Claire immer gewollt. Doch das wurde ihr erst jetzt klar, als sie im Schneidersitz auf dem Badezimmerboden saß, den positiven Schwangerschaftstest in der Hand. Sie wusste, dass Rob draußen vor der Tür darauf wartete, dass sie herauskam, lachte und weinte wegen dieses einen Satzes, den sie noch nie zuvor gesagt hatte. »Ich bekomme ein Baby.« Er wartete nur darauf, die Flasche Champagner zu öffnen, die er bereits kalt gestellt hatte, damit sie dann sagte: »Ich trinke besser nur ein halbes Glas.«

Alles, was sie jemals hatte tun wollen, was sie schon getan hatte oder nie tun würde, die großen und die kleinen Dinge, war plötzlich unwichtig im Vergleich zu dieser Wahrheit, die langsam in ihr wuchs. All die Jahre, in denen sie schon mit Rob zusammen war, die Urlaube, die Geschenke, die sie sich gemacht hatten, die seltenen Auseinandersetzungen, die aufgeflammt und beigelegt worden waren, alles war nur das Vorspiel gewesen für diesen einen Augenblick und eine neue, andere Zukunft.

Nur in diesen ersten Minuten erlaubte sie sich und ihrem Baby, ganz allein miteinander zu sein. Nur sie beide, die stumm jeden Atemzug und jeden Herzschlag teilten. Aber

so durfte es nicht bleiben, das wusste sie, denn Rob war auch noch da. Sie und Rob würden bald Mutter und Vater sein. Sie würden Windeln wechseln und Badewasser einlaufen lassen und sich fragen, was sie mit all der Zeit angefangen hatten, bevor das Baby auf der Welt war. In ihrem Schlafzimmer würde ein Körbchen stehen, auf dessen Schaumstoffmatratze sich der winzige Körper des Babys abzeichnen würde, und auf dem Badewannenrand würden gelbe Plastikentchen aufgereiht sein. Statt zu zweit würden sie zu dritt sein.

Sie holte tief Luft, stand auf und öffnete die Tür.

»Und, Claire? Bist du es oder bist du es nicht?«, fragte Rob.

Der Test ist positiv. Ich bin schwanger. Verzweifelt wollte sie die Vertrautheit solcher Sätze auf ihren Lippen spüren, wollte wissen, wie sie sich mit ihrer Stimme anhörten. Und doch war es jetzt, wo sie die Worte endlich hätte aussprechen können, als ob sie in ihr feststeckten, wie damals das erste *Ich liebe dich*, das sie zu Rob gesagt hatte, zögernd, mit zitternder Stimme, weil es so viel bedeutete. Schließlich gab sie ihm einfach den Test und sagte »Ja«. Sie ließ sich von ihm in die Arme nehmen und einmal herumwirbeln, bevor sie ihm erklärte, er müsse jetzt ganz vorsichtig mit ihr umgehen.

»Wir müssen uns Namen überlegen«, meinte er, und sie nickte. Wie sollte er auch wissen, dass sie sich bereits im Klaren darüber war, wie das Baby heißen sollte! Es gab bestimmte Namen, manche für einen Jungen und manche für ein Mädchen, die ihr einfach vor langer Zeit schon in den Sinn gekommen waren. Sie hatte es allerdings nicht über sich gebracht, sie aufzuschreiben. Dafür waren sie zu fra-

gil. Aber sie hatte sie sorgsam im Hinterkopf weggesperrt, um sie hervorzuholen, wenn sie gebraucht würden.

Jetzt schenkte Rob Champagner in die Kristallgläser ein, die sie für besondere Gelegenheiten aufbewahrten, und küsste sie, vorsichtig und tief, so dass die kühle Flüssigkeit in ihren Mund floss. Im Inneren spürte sie die Erregung dieser frühen Küsse, als sie sich kaum eine Flasche billigen Supermarktwein hatten leisten können. Aber es war egal gewesen, und auch jetzt reagierte sie so wie immer, schlang ihm die Arme um den Nacken und zog ihn an sich.

Sie hätte sich nie vorstellen können, wie kostbar diese geheimen ersten Wochen sein würden, als es außer ihnen noch niemand wusste; und doch meinte sie, selbst Fremde auf der Straße müssten es ihr ansehen, am Ausdruck in ihren Augen und an jedem stolzen Schritt. Sie hätte nie geglaubt, dass es möglich war, so glücklich in der Gegenwart zu leben und solchen Optimismus für die Zukunft zu hegen. Wenn Rob nach der Arbeit nach Hause kam, lagen sie auf dem Sofa, und er flüsterte ihrem Bauch Geschichten zu, als ob das Baby ihn hören könnte. Er erzählte ihm von der Bootsfahrt auf der Seine, die sie während eines Kurztrips nach Paris gemacht hatten. Trotz der Touristenschwärme und des warmen Weißweins, den Rob an der Bordbar gekauft hatte, war sie ihnen lächerlich romantisch vorgekommen. Er erzählte vom ersten Mal, als er sie in ein elegantes Restaurant ausgeführt hatte, in dem niemand Jeans trug. Es gab etwas, wovon sie noch nie etwas gehört hatten, ein Probier-Menü. Und er erzählte davon, wie sie an einem windigen Strand in einem abgelegenen schottischen Ort in Essig getränkte Chips gegessen und deshalb beinahe den Bus verpasst hatten, auf den sie bereits seit Stunden warte-

ten. Einige der Geschichten hatte sie schon vergessen, und bei anderen musste sie immer noch lächeln, wenn sie sie wieder hörte.

Manchmal sagten sie auch einfach gar nichts. Sie hatte keine Ahnung, was Rob in diesen Momenten dachte, aber sie träumte dann bereits von der Taufe und dem ersten Kindergeburtstag. Sie stellte sich das Foto im Album vor, den Kuchen mit der einen Kerze, die hell brannte, und davor im Kinderstühlchen ein pausbäckiges, strahlendes Baby. In welcher Farbe sollen wir das Kinderzimmer anstreichen? Glaubst du, es ist okay, wenn ich Ziegenkäse esse? Sollen wir uns für eine Unterwassergeburt oder eine Epiduralanästhesie entscheiden? Das Baby erfüllte ihre Gedanken tag-ein, tagaus, verzehrte sie, und sie teilte alles mit Rob. Sie hieß die neuen Gefühle willkommen und hüllte sich darin ein, als seien sie der Talisman, der sie alle beschützen würde.

In der Nacht vor der ersten Ultraschalluntersuchung lagen sie zusammen im Bett. Rob hatte sie eng an sich gezogen und hielt sie sicher und warm umfassen.

»Morgen um diese Zeit haben wir das erste Foto des Babys«, sagte sie.

»Und wir werden den genauen Geburtstermin wissen«, erwiderte er in die Dunkelheit hinein. »Vielleicht kommt es ja am Valentinstag. Dann kann ich dir rote Rosen ins Krankenhaus bringen.«

Sie lachte, weil sie im Kopf schon endlose Berechnungen angestellt hatte und genau wusste, wann das Baby zur Welt kommen würde. »Sei nicht albern. Nur wenn es viel zu spät kommt.«

Ihr kam es gar nicht in den Sinn, dass das Baby vielleicht viel zu früh kommen könnte.

1

Noli me tangere

TIZIAN



Fass mich nicht an. *Noli me tangere*. Das bedeutete es. Fass mich nicht an. Ein seltsamer Name für ein Gemälde.

Claire wusste, dass Gift aus solchen Worten tropfte. Es war ein Gift, das sie anzuwenden gelernt hatte, langsam zuerst, und dann, schon bald, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden. Rob hatte sich an seinen bitteren Geschmack gewöhnt. Erst heute Morgen, als sie gespürt hatte, wie seine glatte, schläfrige Hand unter der Decke auf ihre warmen Brüste zukroch, waren ihr die Worte wie von selbst aus dem Mund geschlüpft. Fass mich nicht an. Der hässliche Tonfall in ihrer Stimme schockierte sie noch immer, und Rob hatte die Hand hastig weggezogen, als hätte er sich an der Glut eines Feuers verbrannt, eines erlöschenden Feuers, wie sie wusste. Sie lagen vollkommen still da, zusammen im selben Bett, und spürten jeweils die Wärme des anderen Körpers. Keiner von ihnen sagte etwas. Und sie brauchten sich auch nicht zu bewegen, um zu wissen, dass sie sich mit jeder Sekunde weiter voneinander entfernten. Das Schweigen bohrte sich wie Stahl zwischen sie.

In dem verzweifelten Verlangen, allein zu sein, drehte sie sich zum Fenster. Die schweren Vorhänge waren zugezogen. Es war Winter, und draußen war es noch dunkel. Lange lauschte sie den Vögeln, die bereits zwitscherten, getäuscht von der künstlichen Helligkeit der Straßenlater-

nen. Als sie endlich spürte, wie Rob die Decke zurückschlug und ins Bad ging, um zu duschen, dachte sie zuerst, sie wäre erleichtert. Aber auf einmal wollte sie, dass er sie in die Arme nahm, ihr sanft in den Nacken blies und ihr erzählte, wie glücklich sie einmal waren. Zu spät. Sicher ist das bald alles vorbei, dachte sie. Sicher kann er es auch nicht länger ertragen als ich.

Ihr Leben, ihre Ehe waren einmal leicht gewesen, damals als Rob instinktiv zu wissen schien, wie er ihre Tränen trocknen und sie zum Lachen bringen konnte. Damals hatte sie die anderen Paare, die sie kannte, angeschaut und mit absoluter Sicherheit geglaubt, dass zwischen Rob und ihr mehr war, als die anderen jemals haben würden. Jetzt verstand sie sich kaum, und er war völlig durcheinander. Sie hatte sich daran gewöhnt, ständig die Mundwinkel herunterzuziehen. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie das letzte Mal gelächelt hatte. Es war wohl in der Zeit gewesen, an die sie gerade gedacht hatte, weil jetzt für sie alles in vorher und nachher aufgeteilt war, in damals und jetzt.

Und doch war es noch gar nicht so lange her, erst ein paar Wochen und Monate, dass sie verliebt gewesen war. Sie war sich sicher gewesen, dass Rob für immer an ihrer Seite sein würde. Ihr Heiratsgelöbnis hatte so frisch in Claires Kopf geklungen, als hätten sie es erst vor Tagen und nicht schon vor Jahren gesprochen. Sie wollten füreinander da sein. Das allein zählte. Sie brauchte den Weg durch die Höhen und Tiefen ihres Lebens nicht allein zu gehen, es würde jemand da sein, der sie auf jedem Schritt des Weges begleitete. Und dann hatte Rob seinen Teil des Abkommens nicht eingehalten, er hatte sie im Stich gelassen, als sie ihn gebraucht hatte. Er hätte ganz einfach nur da sein müssen, war es aber nicht.

Der Verrat ging so tief, war so blutrot, dass sie jetzt wieder ein vertrautes Gefühl empfand – allein stärker zu sein. Eigentlich hatte sie es abgelegt, als sie Rob in ihr Leben gelassen hatte, aber jetzt war es wieder da.

Ich bemühe mich so sehr, hatte er zu ihr gesagt. Ich weiß, es ist nicht genug. Ich weiß, ich mache es nicht richtig, aber ich gebe mir solche Mühe. Nichts, was ich sage, scheint zu helfen.

Nichts kann helfen. Überhaupt nichts.

Noch vor sechs Monaten hätte sie nie geglaubt, dass ein Baby ihnen das alles antun konnte, ein Baby, das nie geliebt hatte, so klein, dass sie es in den zusammengelegten Handflächen hätte halten können. Sie waren doch zwei erwachsene Menschen, so glücklich, wie man nach zwei Jahren Ehe und drei Jahren Zusammenleben sein konnte. Sie waren genau in der Phase gewesen, in der Freunde, Verwandte, ja sogar Fremde sich bemüßigt fühlten zu fragen, ob sie noch nicht an Kinder dächten. Nichts davon war die Schuld des Babys, des Babys, das sie Oliver genannt und das der Arzt als Fötus bezeichnet hatte. Oliver hatte nichts falsch gemacht. Es war Robs Schuld. Er war schuld. Er musste schuld sein, denn wenn er es nicht war, dann konnte es nur noch an ihr liegen. Sie fühlte sich innerlich immer noch wund, obwohl sie sich das nur einbildete. Das hatte zumindest die Krankenschwester gesagt und energisch hinzugefügt, körperlich sei sie wieder völlig gesund. Ob sie damit meinte, dass man gar nichts mehr davon sähe, dass Oliver da gewesen wäre, hatte Claire gefragt. Ja, hatte die Krankenschwester unsicher geantwortet und weggeguckt.

Jetzt schaute sie wieder auf das Gemälde, das *Noli me tangere* hieß, und fragte sich, was sie zu sehen gehofft hatte.

Der Text, in schwarzer Schrift auf einem kleinen weißen, laminierten Pappschild, war kurz, so dass Leute, die es eilig hatten, schnell verstehen und weitergehen konnten, fast ohne überhaupt einen Blick auf das Bild werfen zu müssen. Dort stand, dass Maria Magdalena nach der Auferstehung zu Jesus gekommen war und ein leeres Grab vorgefunden hatte. Und während sie noch dachte, dass der Leichnam vielleicht gestohlen worden war, hatte sie auf einmal in einem Gärtner mit einer Hacke Jesus erkannt, der tatsächlich von den Toten auferstanden war.

Jesus war unverkennbar, mit glatter Brust und jugendlich, einen dünnen Lendenschurz um die Hüften geschlungen und ein Leintuch als Umhang um die Schultern. Sonst nichts. Claire war es ein Rätsel, wie jemand auf die Idee kommen konnte, diese schwächliche, fast nackte Gestalt könne ein Gärtner sein. Aber sein Körper war unversehrt und ohne blutige Wunden, und seine Seite war nicht von dem brutalen Speerstoß des Soldaten aufgerissen. Es war keine Kreuzigungsszene, und dafür war sie dankbar.

Ohne Daisys Brief und den Text hätte sie nicht gewusst, dass die andere Figur Maria Magdalena sein sollte. Sie hätte sie einfach nur für eine außergewöhnlich schöne Frau gehalten. Sie trug eine fast durchsichtige Bluse und ein schwingendes Kleid in Scharlachrot, wie frisches Blut aus einer Wunde. Eine Prostituierte also, so etwas in der Art, eine Frau, die ein aufrechter und anständiger Mann bei Tag nicht sehen wollte, ganz gleich, was er in der Nacht mit ihr tat. Die Art von Frau, der Männer auf der Straße aus dem Weg gehen würden, über die sie sich aber im Schutz der Dunkelheit hermachten. Maria Magdalena war eine Unberührbare, und doch kannte sie nichts anderes als Berüh-

rungen, maß ihren Wert daran. Wahrscheinlich wollte sie nur geliebt werden, und sie bot sich Männern an, wobei sie wusste, dass es ihnen nichts bedeutete – und doch hoffte sie, hoffte immer weiter, dass es irgendwann, irgendwo, doch etwas bedeutete. Dieser beinahe jugenhafte Jesus hatte ihr bewiesen, dass jemand sich um sie sorgte, vielleicht nur ein bisschen, aber selbst das war genug. Er hatte ihr erlaubt, ihn zu berühren, obwohl alle es sehen konnten, seine Füße mit ihren Tränen zu waschen, sie zu salben und mit ihren Haaren zu trocknen. An diese Geschichte erinnerte sie sich noch aus dem Religionsunterricht in der Schule. Sie fand es überraschend, wie einem plötzlich Dinge wieder einfielen, an die man jahrelang nicht gedacht hatte. Sie hatten in den Tiefen ihres Hirns geschlummert, um wiederaufzutauchen, wenn sie wichtig waren. Auf dem Gemälde fielen Marias Haare in goldenen Strähnen um sie, als sie auf dem harten Boden kauerte. Sie achtete nicht darauf, dass ihr Gewand auf der nackten Erde schleifte, weil sie auf schmutzige Kleider und Haare, auf denen der Staub der Straße haftete, vorbereitet war. Und alles nur für eine Berührung, die sagen würde, was sie hören wollte. Du bist eine von uns. Du zählst.

Sie streckt die Hand nach Jesus aus, ein Gefäß mit Salbe in der Hand, bereit.

Jesus wendet sich ab und sagt zu ihr: Fass mich nicht an.

Kein anderer Satz könnte so verletzend sein. Claire wusste das. Sie hatte gesehen, wie er wirkte. Sie wusste auch, wie sie sich fühlen würde, wenn Rob diese Worte gegen sie wenden würde. Vernichtet. Deshalb forschte sie jetzt in Maria Magdalenas Gesicht nach dem heftigen Schmerz der Zurückweisung, nach dem absoluten Entsetzen, das sie

empfinden musste. Sie suchte nach der Verzweiflung in den Linien der zarten Hände, die sich Jesus entgegenstreckten, nach dem herzerreißenden Schmerz der Zurückweisung, als Maria Magdalena, für alle sichtbar, erneut unberührbar wurde. Hier stand sie, eine Ausgestoßene, diese Frau, die einem Mann im Vorübergehen auf dem Marktplatz nicht über die Hand streicheln konnte, die auf der Straße nicht den Arm eines Mannes spüren durfte, ohne ganz genau zu wissen, was es bedeutete. Jetzt war sie wieder einmal allein, ungeliebt, unberührt. Zumindest simple Verlegenheit wollte Claire in Marias Gesicht entdecken. Sie war schließlich von einer falschen Voraussetzung ausgegangen, als sie die Salbe mitgebracht hatte – in ihrer Hand hielt sie den Beweis, dass zwischen ihnen etwas Besonderes und Wichtiges geschehen war, und sie hatte angenommen, es würde noch einmal geschehen. Das und noch mehr musste sie empfunden haben, so wie Rob es gefühlt hatte. Wenn sie diese schrecklichen Worte aussprach, musste sich ihm der Magen umgedreht haben. Fass mich nicht an.

Aber im Gemälde war davon nichts zu sehen. Maria Magdalena versuchte nicht, sich an ihn zu klammern. Sie heulte nicht, schluchzte noch nicht einmal. Sie wahrte Distanz und Jesus ebenso. Sie, die daran gewöhnt war, unerwünscht zu sein, akzeptierte es einfach. Trotz der Verzweiflung, die sie empfunden haben musste, berührte sie ihn nicht, auch wenn nur so wenig Raum zwischen ihnen war, dass sie ganz leicht die Hand hätte ausstrecken und doch wenigstens sein wehendes Leintuch hätte streifen können. Ihr genügte es, einfach nur dort bei ihm zu sein. Mehr verlangte sie gar nicht. Ein Bild von Rob stand Claire vor Augen, mit diesem schrecklich resignierten Ausdruck, der sich

jetzt ständig auf seinem Gesicht abzeichnete. Immer wieder hatte sie ihn am liebsten anschreien wollen, wie jämmerlich es war, dass er Distanz wahrte, ihr so klaglos und stumm gehorchte. Berühr ihn doch, hätte sie am liebsten zu Maria Magdalena gesagt, tu es einfach und warte ab, was passiert. Was kann schon passieren? Aber nein. Maria Magdalena war ebenso wie Rob darauf vorbereitet, zuzuhören, zu gehorchen und innerlich schweigend zu verbluten. Claire hätte das nie gemacht. Sie hätte das Verbot missachtet und impulsiv die Hand ausgestreckt. Auf einmal kam ihr Maria Magdalenas gütiger Gesichtsausdruck vor wie ein persönlicher Vorwurf, und das Bild war kein Gemälde mehr, sondern ein Spiegel, der Claires Fehler offenbarte.

Im Schlaf war manchmal Oliver in ihren Träumen, neugeboren, mit faltigen Händchen und zerknitterten Füßen. Er lag direkt neben ihr im Bett, die Augen noch fest geschlossen vor der Welt. Sie wollte ihn mit dem Finger berühren, so dicht lag er bei ihr. Und dann plötzlich war er viel zu weit weg, und sie griff hysterisch nach ihm, aber ihre Hände blieben leer. Gib mir meinen Sohn zurück!, schrie sie. Die Worte waren noch da, wenn sie sich dann in der Dunkelheit aufsetzte, schweißüberströmt, nach dem Schalter der Nachttischlampe tastete und erleichtert aufatmete, wenn das Licht anging.

Nur eine Berührung, das ist alles, was ich will. Ich will nur seine Lippen und seine Nase spüren und seine Finger zählen, einen nach dem anderen. Ich will nur sein Gewicht in meinem Arm spüren, wie er mit den Beinen strampelt und die Arme nach mir ausstreckt, weil er weiß, dass ich seine Mutter bin. Hatte Tizian auch gewusst, wie es war, so weggestoßen zu werden, nichts mehr zu wollen, als eine

Frau zu berühren, eine Ehefrau oder Geliebte, die im Kindbett gestorben war, ein Baby, Sohn oder Tochter, das un bemerkt von einer Krankheit heimgesucht worden war? Hatte er jemals mit der Angst gelebt, die Claire verfolgte, dass er etwas hätte tun, etwas ändern können, wenn er es nur früh genug bemerkt, früh genug da gewesen wäre? Wenn Tizian das hier darstellte, dann war es ihm irgendwie gelungen, Schmerz und Akzeptanz auf eine Weise zu vermischen, wie Claire es nicht konnte. Aber dann blickte sie wieder auf das Schild an der Wand und sah, dass er um 1490 geboren worden war. Das Gemälde war um 1514 entstanden, und damals war er noch ein junger Mann. Was das Leben an Enttäuschung und Verzweiflung für ihn bereithielt, würde erst noch kommen, und noch lag die Form, die es annehmen würde, im Verborgenen.

Fass ihn an, sagte sie erneut zu Maria Magdalena. Eine andere Chance bekommst du vielleicht nicht. Sieh mich an. Ich hatte überhaupt keine Chance. Fass ihn an, sagte sie und beugte sich vor. Am liebsten hätte sie die Hand nach dieser Frau ausgestreckt, die nur in Farbschichten existierte, die ein Künstler immer wieder überarbeitet hatte, um eine Wahrheit einzufangen. Aus dem Augenwinkel sah sie, dass eine Saalaufsicht auf sie zutrat und warnend den Mund verzog. Sie ließ die Hand sinken und blickte ihn direkt an, als wolle sie ihn auffordern, die Worte auszusprechen. Fass es nicht an. Aber er wich ihrem Blick aus, es stand zu viel Verzweiflung darin. Beschämt wandte er sich ab, ohne zu wissen, warum.

Eine Welle von Trauer schlug über ihr zusammen, und sie sank auf eine Holzbank, auf der ein Platz frei geworden war. Sie erwartete gar nicht, dass sie sich glücklich fühlte,

nicht in diesen Tagen, aber sie wollte zumindest etwas anderes als diese bleierne Hoffnungslosigkeit empfinden, sie wollte spüren, dass etwas in ihr noch lebendig war. Plötzlich kam sie sich einfach allein vor, allein in einer Menge, die nur aus Paaren, aus Frauen mit Kleinkindern in Buggys oder drängelnden Schulklassen in ausgefransten Klamotten und zur Schau gestellter jugendlicher Langeweile zu bestehen schien. Keiner von ihnen schien auch nur das leiseste Interesse an *Noli me tangere* zu haben. Sie gingen vorbei, diese Fremden, ohne das Bild auch nur eines Blickes zu würdigen, angelockt von den größeren, dramatischeren Gemälden darum herum oder einfach nur auf dem Weg in den Museumsshop. Irgendwie tat Claire das Bild beinahe leid. Sie holte tief Luft und betrachtete es wieder. Schließlich war sie vor allem deshalb hierhergekommen, und jetzt konnte sie nicht gleich wieder gehen.

Über die Mitte des Bildes erstreckte sich ein Baum, die Äste voller grün-schwarzer und braun-goldener Blätter. Sie reckten sich in einen wolkenverhangenen grauen Himmel, hinter dem sich ein goldenes Licht verbarg, das doch sicher das Paradies versprach. Der Baum trennte die beiden Gestalten und teilte das gesamte Bild in zwei Hälften. In der Ferne sah man ein Bauernhaus und einen Mann, oder vielleicht auch einen Jungen, der auf einer steinigen Straße einen Hügel herunterkam, ohne zu wissen, was hier vorn los war. Ein Hund lief hinter ihm her. Gegen den Rand des Gemäldes verschmolz das helle Grün des Festlands mit dem leuchtenden Blau des Meeres. Wenigstens sah es so aus, aber vielleicht lag es auch nur an den Tränen in ihren Augen. Sie griff in ihre Tasche, um ein Taschentuch zu suchen, und dabei fühlte sie Daisys zerknüllten Brief an ihrer Hand. Sie hatte

ihn heute Morgen mitgenommen, als sie die Wohnung verließ. Er war vor über sechzig Jahren geschrieben worden, aber die Worte waren noch so frisch wie der heutige Tag.

November 1942

Liebe Elizabeth,

ich habe in der letzten Zeit häufig über den Kunstunterricht nachgedacht, den Deine Mutter für uns in Edenside arrangiert hat. Wir sind doch gern dahin gegangen, auch wenn ich nicht weiß, ob wir wirklich etwas gelernt haben, oder? Es muss wohl der Sommer 1938 gewesen sein, aber mir scheint es, als sei es unendlich lange her. Und doch kommt mir manches vor, als sei es gestern passiert, wie zum Beispiel, dass wir Charles in eben jenem Sommer kennengelernt haben und beide hinter ihm her waren, nur weil er zwei Jahre älter war als wir – und sieh bloß, wohin mich das gebracht hat! Fest unter die Haube! Wir waren damals fast noch Kinder, oder? Benommen haben wir uns jedenfalls so. Ich ganz bestimmt. Und wenn man bedenkt, dass Du jetzt selbst ein Kind hast.

Drei Jahre ist es her, seit ich Dich nach Liverpool gebracht habe, und Dein lieber Nicky ist schon sechs Monate alt. Das kommt mir unglaublich vor. Früher habe ich mir immer gewünscht, mit Dir zu gehen, wenn ich die Chance hätte. Jetzt will ich das nicht mehr. Wie jeder andere bin ich entschlossen, den Kopf oben zu behalten und den Krieg zu überstehen. Und doch wäre ich manchmal gern an Deiner Stelle und weit weg von allem! Denk bloß nicht, dass Du was verpasst! Glaub mir, das Leben ist öde – überall

nur Stöhnen und Sterben und Kampf ums Überleben. Du kannst es wahrscheinlich schon gar nicht mehr hören, so wie ich es leid bin, es zu erleben. Wahrscheinlich musste ich deshalb an die tollen Zeiten denken, die wir früher hatten. Manchmal ist die Vergangenheit eben tröstlicher als die Last des Heute und des Morgen.

Ich habe ein neues Projekt in Angriff genommen, und das ist der eigentliche Grund für meinen Brief. Es hat überhaupt nichts zu tun mit dem Krieg – Gott sei Dank, kann ich da nur sagen. London ist in der letzten Zeit natürlich völlig ausgehungert, was Kunst angeht. Alle anständigen Kunstwerke sind schon vor Jahren von den Behörden ausgelagert worden, und das kann man ihnen ja auch nicht verdenken. Es ist eine Sache, wenn Bürger ums Leben kommen, aber etwas anderes, wenn die Kunstschatze der Nation in Flammen aufgehen. Trotzdem wird in der letzten Zeit einiges Murren laut – vor allem in Leserbriefen an die *Times!* –, weil sich jeder – nicht nur ich – danach sehnt, sich vom Wahnsinn des Krieges abzulenken, und es kommt allen so unfair vor, dass die schönen Sachen irgendwo versteckt sind. Schon seit Monaten hat es keinen wirklich schlimmen Angriff mehr auf London gegeben, deshalb hat die National Gallery beschlossen, jeden Monat ein Meisterwerk abzustauben, auszustellen und uns Massen davor entlangflanieren zu lassen. Es soll gut für die Moral sein (wie alles andere). Nun, zum Teufel mit der Moral, ich will nur endlich wieder etwas sehen, das nicht braun, khakifarben oder tarngrün ist.

Ich habe mir feierlich versprochen, dass ich jeden Monat hingehen werde, um zu sehen, welches Gemälde sie ausgesucht haben, und dann schreibe ich Dir alles darüber. Zumindest ist es ein Grund, um den nächsten Monat zu überstehen, und außerdem bleibe ich so mit Dir in Verbindung, was ja nur gut ist. Also, was meinst Du? Es ist bestimmt besser, als Socken für Seeleute zu stricken oder leere Blechdosen zu sammeln, damit man Spitfires daraus bauen kann. Solche Sachen habe ich lange genug gemacht, und es nützt sowieso nichts. Außerdem lenkt es mich auch von Charles ab, den ich dieser Tage nicht allzu oft zu Gesicht bekomme. Er ist ständig irgendwo mit seiner Einheit unterwegs, eine Woche hier, einen Monat da, stapft durch die Gegend und schießt auf Kaninchen und Füchse, angeblich um zu trainieren. Aber ich will mich nicht beklagen. In dieser lächerlichen Welt, in der wir leben, ist es normal geworden, unsere Lieben nicht zu sehen. Aber das brauche ich Dir ja nicht zu erzählen, wo der arme alte Bill Gott weiß wo stationiert ist.

Ich habe sogar schon mit meinen Besuchen begonnen. Das erste Bild habe ich letzten Mittwoch in der Mittagspause gesehen. Ich arbeite zurzeit als Stenotypistin in einem der Ministerien in Whitehall. Es ist eine wichtige Arbeit, jedenfalls sagen sie mir das, aber es ist eben doch nur Tippen. Aber mir ist es egal. Immer noch besser, als aufs Land geschickt zu werden – na ja, irgendwo nach Coventry –, um in einer Munitionsfabrik zu arbeiten.

Heutzutage ist es sogar eine Herausforderung, zur

National Gallery zu gelangen. Zuerst muss man all diesen ernsthaften Damen ausweichen, die auf dem Trafalgar Square herumlaufen und einem Broschüren in die Hand drücken, wie man Kuchen aus Kartoffeln bäckt und was man mit amerikanischen Soldaten nicht tun sollte. Ehrlich gesagt, wüsste ich lieber, was man mit einem amerikanischen Soldaten tun soll. Bisher habe ich noch nicht einmal mit einem gesprochen, weil Charles es nicht gern sehen würde.

Nach all diesem Chaos ist es in der Gallery schön still. Nach so langer Zeit wieder dort zu sein war eigentlich ziemlich traurig. Früher einmal war es so großartig dort, und davon ist nichts mehr zu spüren, jedenfalls nicht im Hinblick auf Kunst. Aber wenigstens ist jetzt dort das Gemälde des Monats, und gelegentlich gibt es eine Sonderausstellung. Eine weitere große Attraktion sind die Konzerte, die jeden Mittag dort stattfinden – du hast vermutlich davon gehört. Ziemlich berühmte Leute treten auf, aber die meisten Säle sind trotzdem so leer, dass es hallt. Ich habe in einige hineingeschaut – auf dem Fußboden lagen stapelweise Goldrahmen ohne Gemälde, und an den Wänden sind deprimierend helle Flecken, der einzige Hinweis auf die Bilder, die dort gehangen haben.

In dem Saal, wo sie das Gemälde des Monats ausstellen, war es natürlich überhaupt nicht still. Das zeigt doch, wie lange wir alle nichts Anständiges zum Angucken hatten, oder? Wir drehen ja schon durch bei der Vorstellung, ein Gemälde zu sehen, von dem die meisten von uns noch nie etwas gehört haben (ich kannte es jedenfalls nicht). Es ist allerdings nicht ein-

fach nur irgendein alter Schinken. Immerhin von Tizian, also muss es ja etwas Besonderes sein. Schließlich ist er einer der bekanntesten italienischen Künstler. Das weiß ja sogar ich. Ich glaube, er hat irgendwie zu den Medici gehört.

Das Gemälde zeigt Jesus und Maria Magdalena, und es heißt *Noli me tangere*. Dabei muss ich unwillkürlich an den Lateinunterricht denken! Aber es ist schon ganz schön pompös, oder? Ich weiß nicht, warum sie dem Bild unbedingt einen lateinischen Titel geben mussten.

Wahrscheinlich hältst Du mich für albern, aber das Erste, was mir auffiel, war, was Maria anhatte. In der letzten Zeit achte ich immer darauf, was andere Frauen anhaben – und dann zähle ich im Kopf zusammen, wie viele Kleidungsstücke sie dafür gebraucht haben. Also, Maria ist in so eine Art Tunika gewickelt, und der rote Stoff bauscht sich um sie. Darunter trägt sie ein ebenso bauschiges weißes Hemd. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich zum letzten Mal eine Frau in solchen Stoffmassen gesehen habe. Wir dürfen ja mittlerweile um Gottes willen noch nicht einmal mehr etwas mit Plissee oder Taschen nähen, was zeigt, wie weit wir gekommen sind. Noch nicht einmal mein Hochzeitskleid wird mehr Stoff haben als nötig. Aber frag jetzt bloß nicht. Wir haben noch nicht mal ein Datum festgelegt. Charles ist ja kaum hier. Aber wenn wir das Datum wissen, bist Du die Erste, die es erfährt. Ich bewundere Maria auch sehr für ihre Weiblichkeit, mit all dieser Stofffülle, die um ihre Brüste und bis auf den Boden wallt. Es

wirkt irgendwie großartig. Heutzutage sieht niemand so aus, in London jedenfalls nicht. Alle tragen Hosen und versuchen, so lässig zu wirken wie Jungs. Ich nehme an, Männer finden das eher beängstigend.

Also, Maria Magdalena kniet auf dem Boden und streckt die Hand nach Jesus aus, und ich frage mich, ob er nicht ein klein wenig zurückzuckt – er meint es sicher nicht böse, aber sie soll ihn nicht berühren. So geht nämlich die Geschichte. Niemand kann ihn anfassen, weil er keine normale Person mehr ist, er ist tot und wiederauferstanden, auf dem Weg in den Himmel, was mehr ist, als die meisten von uns wohl erhoffen können. Ich nehme an, wenn Maria ihn berühren würde, dann würde der gesamte Prozess durcheinandergeraten, und das ginge natürlich nicht. Neben das Gemälde haben sie eine Röntgenaufnahme davon gehängt. Sie zeigt, dass Tizian zuerst eine andere Version gemalt hat, bei der sich Jesus definitiv umgedreht und zum Gehen gewandt hat. Diese letzte Version ist subtiler, finde ich, aber die Botschaft ist die gleiche. Halt dich fern.

Ich weiß nicht, Elizabeth, wenn man so darüber nachdenkt, kommt einem dieses ganze Nichtberühren ein bisschen viel vor. Dieser Tage ist die Moral auch nicht mehr das, was sie einmal war, jedenfalls nicht in London. Bei all den Soldaten wird hier viel berührt, und nicht ist immer alles willkommen. Man weiß nie, wer schnell einmal hinlangt, wenn das Licht ausgeht. Und doch hat mich in Marias hilflosem Gesichtsausdruck etwas angesprochen. Ich kann vollkommen verstehen, warum sie sich so verzweifelt an

Jesus klammert. Sie hatte sich in äußerster Verzweiflung befunden, weil sie diesen Mann, nach dem sie verrückt ist, für tot gehalten hat, und jetzt stellt sich heraus, er lebt und hat nicht eine Wunde an seinem Körper. Es ist das Wunder aller Wunder, aber so ist die Welt, in der ich im Moment lebe, eine Welt voller Wunder. Du musst Dir nur vorstellen, wie es hier während eines Angriffs zugeht. Wenn die Sirenen ertönen, muss man für die Dauer des Angriffs dort bleiben, wo man gerade war, mit völlig fremden Leuten, und beten, dass alles gutgeht. Sobald Entwarnung kommt, rennt jeder los, um nach seinen Lieben zu sehen. Die schlimmsten Geschichten, aber auch die besten, sind die, wo Leute nach Hause kommen und feststellen, dass alles in Schutt und Asche liegt, aber dann wird der Sohn, die Tochter oder die Frau aus den Trümmern gezogen und atmet noch, oder sie kommt um die Ecke gelaufen und ihr ist gar nichts passiert. Und dann all die Jungs, die hinter den feindlichen Linien gefangen waren, als vermisst und wahrscheinlich tot galten, und schließlich Monate später in Dover auftauchen, nachdem sie praktisch durch ganz Frankreich gelaufen sind. Denk doch nur, wie Du so jemanden in die Arme schließen würdest! Stell Dir vor, wie lebendig er sich anfühlen würde, wenn Du ihn Dir tot vorgestellt hättest! Du würdest ihn nie wieder loslassen wollen. Die Zeitungen sind voll von solchen Geschichten. Sie heitern die Leute ein bisschen auf. Ich weiß allerdings nicht, ob ich es so gut finden soll, es weckt schließlich auch falsche Hoffnungen. Wir wissen alle, dass für einen, der lebend wiederkommt,

Tausende nicht mehr kommen. Da ist man doch besser stark und nimmt das Schlimmste an, das finde ich jedenfalls, und ich weiß, wovon ich rede. Als Mutter so krank war, habe ich mich an sie geklammert, als ob mein Leben davon abhinge, aber es hat sie nicht davon abgehalten zu sterben. Und am Ende musste ich sie doch gehen lassen, weil ich nichts mehr tun konnte. Aber eines Tages, Elizabeth, eines Tages finde ich sie vielleicht, in einem Garten, umgeben von Rosen, warm und lebendig, wenn ich sie berühre.

Entschuldige, Elizabeth. Dieses ganze traurige Gerede. Dabei sollte ich doch nicht vergessen, über Jesus zu erzählen. Weißt Du, an wen er mich erinnert? An einen neuen Rekruten, der schwächig und verlegen zu seiner Musterungsuntersuchung erscheint. Solche Fotos gibt es manchmal auf Rekrutierungsplakaten. Warum, weiß der Himmel. Wozu braucht man überhaupt noch Rekrutierung? Heutzutage ist doch alles freiwillig, auch für die Mädchen. Leider sehen unsere Jungs manchmal so schwächlich aus, dass sie mir richtig leidtun. Sie haben so gar nichts von den Bilderbuch-Amerikanern, die im Gegensatz zu unseren nicht so müde aussehen. Unsere Jungs sind auch eifersüchtig, und wenn man sieht, wie sich manche Mädchen benehmen, kann man es ihnen nicht verdenken. Molly – sie sitzt auf der Arbeit neben mir, und sie nimmt kein Blatt vor den Mund – sagt, man muss sich nicht vor den Amis hüten, sondern vor den Kanadiern. Sie sagt, sie seien für wohl-erzogene Mädchen einfach zu schnell. Aber das weißt Du ja natürlich, schließlich hast Du einen geheiratet.

Sag mir Bescheid, ob das stimmt, oder ob ich Molly korrigieren muss!

Ich glaube nicht, dass Jesus es in der Armee lange ausgehalten hätte. Er sieht einfach nicht stark genug aus. Er wäre bestimmt Kriegsdienstverweigerer gewesen, das würde zu ihm passen – oder vielleicht auch Mönch, das wäre sogar noch besser. Man gibt den Leuten gern Jobs, die nicht so weit von dem entfernt sind, was sie im wirklichen Leben gemacht haben. Charles hat ja im wirklichen Leben nicht besonders viel gemacht, und deshalb ist er wohl Offizier geworden. Ich glaube, das hat daran gelegen, dass er in Eton war. Anscheinend ist er ein guter Schütze, dann war es ja wohl doch keine Zeitverschwendung, dass er so oft auf Fasanenjagd gegangen ist.

Die Landschaft auf dem Bild fand ich wundervoll – grüne Hügel und klares blaues Meer, und was das Beste war, praktisch verlassen. Ich habe ganz vergessen, wie es ist, mitten im Feld zu stehen, das Meer in der Ferne und höchstens ein, zwei Gestalten irgendwo. Hier kann man den Menschenmengen nicht entgehen, und manchmal hat man sogar nachts damit zu kämpfen. Soldaten, Flüchtlinge, Evakuierte. Wäre nicht Krieg, dann käme man sich ganz kosmopolitisch vor.

Schreib mir und lass mich wissen, dass Du genauso an mich denkst wie ich an Dich. In der Zwischenzeit werde ich jeden Kanadier, dem ich begegne, fragen, ob er Bill kennt. Bis nächsten Monat und dem nächsten Gemälde.

*Bis dann
Daisy*

»Heute ist ein Paket für dich gekommen«, hatte sie beim Abendessen zu Rob gesagt. So hatte alles begonnen. Sie hatte ganz beiläufig gesprochen, als ob es ihr egal sei. Sie hatten auf dem Sofa im Wohnzimmer gesessen, Pasta in Bio-Tomatensauce aus Schalen gegessen, die ihnen jemand (sie konnte sich nicht mehr erinnern, wer es gewesen war) zur Hochzeit geschenkt hatte. »Die Leute unter uns haben den Briefträger wohl hereingelassen. Durch den Briefkastenschlitz hat das Paket nicht gepasst, dazu ist es zu groß. Ich habe es auf den Küchentisch gestellt.«

»Danke.« Er wandte den Blick nicht vom Fernsehschirm. Früher einmal hätte sie ihm zugestanden, dass er nach so vielen Stunden im Büro müde war. Sie hätte sich in seine Arme geschmiegt, damit er sie halten und ihr über die Haare streicheln konnte. Sie hätte ihm zugehört, wenn er ihr von Arbeitskollegen erzählt hätte, die sie nie kennenlernen würde, von gelungenen und gescheiterten Verhandlungen, von Lob und Verweisen. Wie schnell, seit Oliver, war doch ihre Geduld geschwunden.

»Willst du es nicht aufmachen?«

»Das hat keine Eile.«

»Es könnte wichtig sein.«

»Wahrscheinlich nicht.«

Sie wandte sich auch wieder zum Fernseher. Der Lärm einer belanglosen Sendung voller Leute, die vor Lachen über nichts brüllten, übertönte das Rauschen in ihren Ohren. Langsam erfüllten sie die Bilder auf dem Bildschirm, beruhigten sie und verdrängten den Zorn, der jetzt immer da war und dicht unter der Oberfläche lauerte. Manchmal brauchte Rob sie nur anzusehen, und sie hätte am liebsten geschrien.